Nr. 129. XII. Jahrgang. Täglich 90000 Auflage. Sonnabend, 14. Mai 1904.

Dresdner Neueste Nachrichten

Haupt-Annahmestelle für Abonnements und Inserate: Pillnitzer Straße 49. Ferner nehmen an: die Filialen Altmarkt: E. Hehe. Bautzner Straße 43: R. Weber. Blasewitzer Straße 16: Olga Nagel. Falkenstr. 16: Th. Grimm. Hauptstraße 13 und Kamenzer Straße 42b: J. Sudenik. Königsbrücker Straße 54: Ernst Matuschke. Kurfürstenstraße 21: Oskar Röder. Marienstr. 28: H. Wagner. Oppellstraße 21: J. Umlauf. Pfotenhauerstraße 58: E. Thürmer. Pirnaischer Platz 2: Rehfeld. Postplatz: G. Schneider. Schäferstraße 6: Johann Stafuna. Strehlener Str. 19: L. Baumgärtel. Seestraße 24: P. Gerke. Wiener Platz 1: O. Meile und alle Annoncen-Bureaus.

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Auflage in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Pillnitzer Straße 49.
Fernsprecher: Redaktion Amt I Nr. 3897, Expedition Amt I Nr. 4571, Verlag Amt I Nr. 542.

Anzeigenpreis: Die 1spaltige Kolonelzeile für Dresden und Vororte 20 Pf., für auswärts 25 Pf. Finanzinserate erhöhte Preise. Die 2spaltige Reklamezeile 1 Mk., auswärts 1.50 Mk. Garantie für Erscheinen von Inseraten an vorgeschriebenen Tagen und auf bestimmten Plätzen wird nicht übernommen. Bezugspreis: Durch die Post monatlich 67 Pf. Für Dresden monatlich 50 Pf. Für Oesterreich-Ungarn vierteljährlich 3,36 Kr., mit „Fliegende Blätter" 3,78 Kr. Postbestellungen: in Deutschland und Oesterreich-Ungarn ohne „Fliegende Blätter" „Dresdner Neueste Nachrichten Ausgabe A", mit „Fliegende Blätter" „Dresdner Neueste Nachrichten Ausgabe B".

Diese Nummer umfaßt 24 Seiten. Roman siehe Seiten 21 und 22.

Wackelt Bülow?

Wackelt Bülow? Das ist jetzt die Frage des Tages unter so vielen Tagesfragen, ist das Thema, über welches Gebärdenspäher und Geschichtenträger einander in hallenden Couloirs und verschwiegenen Nischen ihre Beobachtungen zutuscheln. Das ist das Motiv zu einer Arie, wie sie Rossini von der Verleumdung komponiert hat; pianissimo setzt es ein und, oft von andern Stimmen durchkreuzt, verdeckt und überflutet, taucht es doch immer wieder auf, gewinnt an Kraft und polyphoner Breite und schwillt endlich zum brausenden Chor an. So weit sind wir noch nicht: in diesem Augenblick wird noch geflüstert und gewispert, geraunt und gezischelt. Wir wollen einmal zuhören, was die Vielwisser sagen, wir brauchen's ja nicht zu glauben.

„Ich habe den Kladderadatsch schon vor Wochen vorausgesehen", doziert ein „führender" Journalist. „Die Geschichte mit der Aufhebung des § 2 war ja zu ungeschickt inszeniert. Majestät liebt es durchaus nicht, sich so mit dem ganzen Volk, notabene mit den zuverlässigsten Schichten in Gegensatz zu bringen. Miquel hätte das diplomatischer gemacht; erst leise Fühler in der Presse, dann akademische Erörterungen, langwieriges Gerede, bei dem jeder auf seinem Standpunkt verharrt, aber die Sensation sich abstumpft. So machte das der alte Schlaumeier. Aber „Plötzlichkeiten" hätte Bülow lassen sollen. Dazu hat er das Zeug nicht. Eigentlich schade um den Mann: immer fein, kulant und für die Extremen nicht zu haben."

Dort der Industrie-Geheimrat, der sich von allen Geschäften zurückgezogen hat und seitdem in allen Geschäften politischer Art die wohlgepflegte, fette Hand hat, zieht sein galliges Gesicht in Sorgenfalten. „Das Marokko-Abkommen", so munkelt er, „das verdammte Marokko-Abkommen hat ihm einen „Knax" gegeben. Der Kaiser sieht, daß die fremden Staaten nicht einmal mehr die Dekors wahren; über Deutschlands Kopf hinweg ist alles entschieden worden. Tatsächlich bedeutete die Sache nicht so viel, unsre Handelsinteressen dort sind minimal und über die neuen Gruppierungen läßt sich noch gar nichts aussagen, es ist ja noch alles im Werden, aber wir haben stark an Prestige verloren. Gerade das wird man dem Kaiser geschickt insinuieren. Ich fürchte, ich fürchte . . ."

Der alte weißbärtige General, der seinen Neffen, eine Säule der konservativen Partei, im Wallothause aufgesucht hat, geniert sich nicht im mindesten. Mit sonorer Stimme läßt er überfließen, wovon ihm das Herz und die Galle voll ist. „Wir blamieren uns vor der ganzen Welt, wenn die . . . . rei so weiter geht. Keine entscheidenden Beschlüsse, keine Berichterstattung, jede Schlappe vertuscht, der sogenannten Volksvertretung — pardon, mein Junge! — wagt er nicht auf die Hühneraugen zu treten, sagt dem Kaiser nicht, daß er jetzt in Berlin unentbehrlich ist. Kurz und gut, der Mann muß über Bord, sonst geht die Sache schief!"

Und so weiter. Dies und Aehnliches kann jeder hören, der es hören will; niemand aber wird eine Stimme vernehmen, die mit Entrüstung die Anklagen zurückwiese, mit Begeisterung für den Kanzler einträte. Das ist undenkbar, gewiß, denn Graf Bülow war immer zu allen „nett". Aber diese Erwägung entscheidet nur von Backfisch zu Backfisch, nicht von Politiker zu Politiker. Und bei den Debatten über die Aufhebung des § 2 zeigte es sich bereits, daß der Kanzler weder auf die Liberalen, noch auf die Konservativen rechnen kann. Beide Parteien vermissen in seinem Blick, wie Bismarck bei Miquel, die pupillarische Sicherheit, beide Parteien fühlen die Zwiespältigkeit seines Wesens. Graf Bülow ist ein begabter und wohlmeinender Mann, er sieht die Dinge von verschiedenen Seiten, und dieser intellektuelle Vorzug wird zu einer staatsmännischen Schwäche. Diese Veranlagung führte ihn auf den Weg der mittleren Linie, auf dem er es nun mit beiden Parteien verdorben hat. Die Liberalen wissen bei aller persönlichen Sympathie, daß sie von dem Grafen Bülow keine tatkräftige Vertretung ihrer Ideen erwarten dürfen; die Konservativen wollen einen Minister, der der Vollstrecker ihres erhabenen Willens ist, und gegen diese „Organ"-Stellung hat sich der Kanzler bisher noch immer gesträubt. Bleibt das Zentrum; aber die Herren vom Zentrum denken kühl über Ministerwechsel, sie sind davon überzeugt, daß kein Kanzler jemals wieder die Faust ballen wird, um sie zu zerschmettern; ob er Bülow oder Einem heißt, ist ihnen gleich; von einem zum andern, wir bleiben die Herren der Situation, denken sie.

Der Kaiser wählt seine Räte nach Gutdünken, aber die Freiheit seines Entschlusses ist doch nicht so frei, wie man gemeinhin glaubt. Einen Kanzler, der es mit den Parteien verschüttet hat, der keinen persönlichen Einfluß, keine Autorität mehr hat, vermag auch der Monarch nicht mehr zu halten. Sobald die Stimmung im Volke sich verbreitet, die in dem bekannten Worte „Es gelingt nichts mehr" charakterisiert ist, dann ist die amtliche Lebensdauer ihrem Ende nahe. Der Minister selbst wird fühlen, daß die Zeit gekommen ist, und es scheint, als fühlte auch Graf Bülow, daß seine Stunde geschlagen hat. So schwunglos, so gereizt, so müde hat er sonst niemals gesprochen.

In Preußen-Deutschland straucheln ein Minister nur, wenn zu den sachlichen Gründen persönliche Motive hinzutreten. Und da fällt eine Notiz außerordentlich auf, die der „Lokalanzeiger" in fettem Druck brachte und die allgemeines Aufsehen erregt hat. In ihr wurde der Rücktritt Leutweins angemeldet und die schwersten Folgen dieser Entschließung wurden in Aussicht gestellt. Nun weiß man, daß Leutwein zurücktreten will, weil Generalleutnant v. Trotha zum Oberstkommandierenden ernannt ist; man weiß, daß Graf Bülow dafür eintrat, dem Oberst Leutwein die Leitung des Feldzuges auch fernerhin zu belassen; man weiß, daß der Kaiser sich erst nachträglich gegen die Ansicht des Kanzlers entschieden hat, und nun erscheint in dem jetzt so häufig offiziös gespeisten Scherlblatt ein „Communiqué, das die Ernennung Trothas im ungünstigsten Licht erscheinen läßt. Wer diese Alarmnachricht auch gebracht hat, er hat dem Kanzler keinen Gefallen getan. Denn sieht es nicht fast so aus, als polemisiere der Kanzler in der Presse gegen den Kaiser? Fände sich in der Umgebung Wilhelms des Zweiten jemand, der es verstünde, dem Monarchen diese — natürlich irrige — Anschauung zu suggerieren, dann würde die Frage, ob Bülow wackelt, bald ihre Beantwortung gefunden haben.

Budapester Brief.

Von unserm ⊙-Korrespondenten.

Budapest, 10. Mai.

Das neue Budget. — Finanzminister Lukacs. — Graf Apponyi.

Mehrere Tage hindurch hat der Tod Jokais und die großen Ehrungen, die diesem „Toten der Nation", vom Könige angefangen bis zum letzten Häusler herab, erwiesen wurden, die öffentliche Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch genommen. Nun meldet sich wieder die Politik zum Worte, und gleich das erste Wort ist ein sehr ernstes. Finanzminister Dr. von Lukacs hat heute den Staatsvoranschlag für das laufende Jahr unterbreitet, und aus seinen Ausführungen war ersichtlich, welchen großen Schaden der Exlex-Zustand, der, vom Mai v. J. angefangen, elf Monate hindurch währte, der ungarischen Staatswirtschaft zugefügt hat, indem um etwa 50 Millionen bei den direkten Steuern und Gebühren weniger einfloß, als in der entsprechenden Periode der Jahre 1902/03. Da infolge der Obstruktion das vorjährige Budget parlamentarisch nicht votiert war, mußten die Steuern und Gebühreneintreibungen sistiert werden, und der Staat war auf jene Eingänge angewiesen, die von den Steuerträgern und Gebührenverpflichteten freiwillig geleistet wurden. Die Staatsmaschine stand trotzdem nicht still, da aus den Kassenbeständen der Ausfall gedeckt werden konnte. Nur warnt der Minister ernstlich vor einer Vermehrung der Ausgaben, da Ungarn bereits ein Milliardenbudget zu decken hat.

Man nimmt an, daß das diesmalige Exposé der Schwanengesang des Finanzministers Lukacs war. Er will aus dem Amte scheiden aus durchaus persönlichen Gründen. Obgleich ein Sechziger und Großvater, will er sich von seiner Gemahlin scheiden lassen und die junge Witwe des im vorigen Jahre verstorbenen Hofrats v. Herz, des gewesenen Direktors einer Kohlenbergbaugesellschaft, ehelichen. Es heißt, daß Herr Dr. v. Lukacs auf die Stelle eines Gouverneurs der österreichisch-ungarischen Bank in Wien aspiriere, die im nächsten Jahre zur Neubesetzung gelangt. Wenn sich diese Gerüchte, die hier in allen Kreisen kolportiert werden, bewahrheiten, so verliert die ungarische Regierung eine eminente Kraft, die als solche überall anerkannt ist. Insbesondere würde der Kaiser, der Herrn v. Lukacs seit jeher mit dem größten persönlichen Vertrauen ausgezeichnet hat, das Scheiden dieses Mannes aus dem Kabinett und aus dem politischen Leben nur sehr ungern sehen.

Noch eine zweite politische Persönlichkeit dürfte sich von der öffentlichen Tätigkeit in Bälde zurückziehen: Graf Albert Apponyi. Dieser Mann, ausgestattet mit allen erdenklichen geistigen Gaben, mit umfassendem Wissen und einer berückenden Rednergabe, hat seit drei Jahrzehnten schlechte Politik gemacht, insbesondere aber erfolglose Politik für sich und seine Anhänger, gleichviel ob er in der Opposition oder — wie unter Szell — in der Regierungspartei stand. Er ist speziell ein persönlicher Widersacher des Grafen Tisza, und die Erfolge des jetzigen Ministerpräsidenten, aber auch die Unlust seiner eignen Anhänger disgustieren ihn in solchem Maße, daß er daran denkt, sich zurückzuziehen. Seine Anhänger, die „Dissidenten", würden dann zum größten Teile wieder in die Regierungspartei eintreten, Ungarn aber würde eines seiner glänzendsten Talente vom öffentlichen Schauplatze schwinden sehen.

Vom Kriegsschauplatze.

Die Landoperationen lassen bereits jetzt erkennen, daß die japanischen Armeen in mehreren getrennten Kolonnen einem gemeinsamen Ziele zustreben. Dieses Ziel ist die Gegend von Liaojang. Die von Niutschwang sich zurückziehenden russischen Truppen haben ihren Marsch auf Anping gerichtet. Anping liegt in der Nähe von Liaojang, etwas östlicher als der letztgenannte Ort. Noch weiter östlich, gleichfalls in der Nähe von Anping, liegt der Motienlingpaß. Anping ist mit Festungswerken versehen und diese sollen durch die Kanonen von Niutschwang zum Teil mitarmiert werden. Gegen die Stellung Anping-Motienling, die Kuropatkin zu verteidigen gedenkt, rücken die japanischen Armeen in folgender Weise vor: Von Fongwangtschöng aus die Jalu-Armee. Wie von Peters-

Reichshauptstädtisches.

Berliner Frühling. — Festtagskuchen. — Vom Bäckerstreik. — Appetitliches. — Fräulein Julie.

Berlin, 12. Mai.

Himmelfahrtstag. — Na ja. Ich lese wunderschöne Ermahnungen, wie wir heute „in den Frühling fahren" sollen (wohl per Kremser, was der Berliner besonders schätzt) und was wir da draußen für freundliche Gedanken finden sollen, die das Blühen der Natur im lieben Sonnenschein in sinnigen Einklang bringen mit dem Wunder der Himmelfahrtsbotschaft. Derweilen spritzt draußen ein nadelspitzfeiner, eiskalter Regen nieder, und ab und zu spielt ein frostiger Windstoß mit den neuen Hüten der Kirchgänger. Nur zwei Instanzen behaupten und halten fest an dem Wahn, daß wir hier Frühling haben: der in seinem Phlegma nicht zu erschütternde Kalender und ein Klübchen gewissenloser Hausbesitzer im Westen, die ihre stucküberladenen, protzigen Mietskasernen „mit Zentralheizung" für schweres Geld vermieten und dann die Unverfrorenheit besitzen, bei 6 Grad „Wärme" nicht mehr heizen zu lassen, weil „Mai" im Kalender steht. Wenn je die schwarzen Listen, mit denen sonst viel Unfug in großen Städten getrieben wird, einen guten Sinn gehabt haben, so hätte eine genaue Aufstellung der Namen aller der skrupellosen Haustyrannen, die sich auf Kosten der Gesundheit ihrer hereingelegten Mieter munter bereichern zu dürfen glauben, zur Einsicht der Wohnungsuchenden in den Bureaus der Mietervereine ausgelegt, gewiß seinen vortrefflichen Wert. Die dummen Redereien vom „Wonnemond" und dem „Frühlingsparadies" treffen für unsern Frühling schon lange nicht mehr zu; und die Mieter, die sich über die „hochmodernen" Einrichtungen ihres „hochmodernen" Hauses im Berliner Westen freuen, werden gut tun, sich erst die moralischen Qualitäten ihres Hauswirts anzusehen, ehe sie sich durch leichtsinnige Kontrakte knebeln lassen . . . Wer heute aber in Berlin friert wie ein junger Hund, der mag einen Trost haben: der Festtagskuchen ist auch abscheulich. Kein Wunder, wir sitzen eben im Bäckerstreik. Er hat lange gedroht, Wochenlang. Nun ist er da. Was die Gesellen verlangen, ist in der Hauptsache ein Minimallohn von 21, bei mehr als 3 Gesellen 23, bei mehr als 8 Gesellen 25 Mk., Ueberstunden 60 Pf., an den hohen Festtagen eine Freinacht und — keine Kost und Logis mehr beim Meister. An dieser letzten Forderung hat auch das Publikum ein großes Interesse. Bei einer Enquete, die, wenn ich nicht irre, etwa vor einem Jahr veranstaltet wurde, kamen über die Wohnungsverhältnisse der Bäcker in kleinen Bäckereien ganz abscheuliche Dinge ans Licht. Einige der Gefragten schliefen in den Backstuben selbst, ja sogar von der Verwendung des Backtroges zur Körperreinigung war die Rede, und über die vielseitige Verwendung der Tücher waren die unappetitlichsten Dinge zu hören . . . Ueber die Zahl der heute Streikenden schwanken die Angaben zwischen zwei- und viertausend. In beiden Lagern ist man guten Mutes — oder gibt vor, es zu sein. Die Meister verkünden, daß es an Backware nicht fehlen wird. Hilfskräfte aus ganz Deutschland, in erster Linie Meistersöhne aus der Nachbarschaft, sind zur Aufrechterhaltung der Betriebe herangezogen. Die Ausständigen wieder drohen den fremden Meistern, deren Söhne ihre Arbeitskraft hier zur Verfügung stellen, mit dem Boykott der Arbeiterschaft in der betreffenden Stadt. Der Leidtragende ist das Publikum. Ob die Quantität des Gebackenen in der nächsten Zeit ausreichen wird, ist fraglich; was nicht fraglich ist, das ist die verminderte Qualität. Wenn man nun bedenkt, daß gerade die arme Bevölkerung, daß Krankenhäuser mit ihrem großen Bedarf hauptsächlich zu leiden haben werden, so kann man der Fortsetzung dieses Kampfes nicht ohne Besorgnis zusehen. Kommt hinzu, daß eine — gewiß kleine, aber doch nicht zu übersehende — Anzahl von Bäckermeistern die Forderungen der Streikenden mit so unflätigen Briefen beantwortet hat, daß sich das konsumierende Publikum erschreckt an den Kopf greift und fragt, ob denn das wichtigste und die höchste Sauberkeit verlangende Nahrungsmittel von Leuten bezogen werden kann, die solche Briefe schreiben! Wer ein paar von diesen Auszügen (der „Vorwärts" veröffentlicht sie heute) mit ihren schmierigen Schimpfwörtern gelesen hat, der mag ein Berliner Brötchen auf seinem Frühstückstisch mit eigentümlichen Gefühlen betrachten. Es ist kaum anzunehmen, daß Leute, denen solche unsaubere Briefe so leicht von der Hand gehen, bei der Herstellung von Backwaren eine besondere Sauberkeit walten lassen. Man könnte nach Lektüre dieser Briefe versucht sein, sich selbst zu einer Hungerkur zu verurteilen und immer wieder die Worte der Kassandra zu wiederholen: „Nur der Irrtum ist das Leben und das Wissen ist der Tod."

Aber da wir gerade vom Unappetitlichen reden: das „Kleine Theater" hat August Strindbergs „Fräulein Julie" (bisher nur einmal vor Jahren in einer Matinee der „Freien Bühne" der jungen Gemeinde des fanatischen Naturalismus gezeigt) mit Frau Exsoldt in der Titelrolle herausgebracht. Fräulein Julie bedeutet die letzte Konsequenz des Naturalismus. Eine hysterische Komtesse, die sich in der Johannisnacht einem frechen, gutgescheiteten Lakaien ihres Vaters ergibt, ist die Heldin, und der tragische Konflikt ist die Frage, ob der Jean die mannstolle Person wird bewegen können, einen Griff in des Vaters Kasse zu tun und mit ihm hinauszufliegen in die Welt, irgendwo ein Hotel aufzumachen, mit der Geschichte ihrer pikanten Ehe Gäste anzulocken und auszuplündern, oder ob das gnädige Fräulein sich lieber mit dem Rasiermesser, mit dem sich Jean verschönt, wenn er die Stiefel des Herrn Grafen geputzt hat, den feinen Hals abschneidet. Nachdem die beiden sich die niedrigsten Geständnisse gemacht haben — das Fräulein gibt ihre ganze schmutzige Familiengeschichte preis, Jean wartet dafür mit zynischen Bekenntnissen einer Lakaienseele auf — entscheidet sich die hysterische Person für das Rasiermesser. All dies Ekelvolle, perverse Brunst, Bedientenklatsch, Verführung im Lakaienzimmer, Halsabschneiderei, erleben wir — so weit es die Bühne irgend zuläßt — mit. Ohne uns dem Eindruck entziehen zu können, daß all dieses Widerliche mit dem hassenden Auge eines Weiberfeindes sehr gut gesehen und geistvoll motiviert ist, leiden wir unter Uebelkeitsanwandlungen, wenn wir endlich den Blick von dieser mit dem Laub der Johannisnacht geschmückten Küche wenden. Uebrigens geht man wohl kaum fehl, wenn man die Wahl dieses widerwärtigsten aller bekannt gewordenen Dramen des Naturalismus einzig auf den Wunsch zurückführt, Frau Exsoldt eine neue Rolle zu schaffen. Diese von der Natur nicht allzu gütig ausgestattete kleine und unglücklich gewachsene Schauspielerin hat ein eminentes Talent für alle Perversitätsnuancen der modernen Bühne. Ihr märzkatzenhaft lüsternes Spiel hat den Riesenerfolg der Wildeschen „Salome" gemacht; ihre satanische Koketterie hat Wedekinds zwischen zynischer Albernheit und genialer Satire hin und her schaukelnden „Erdgeist" gerettet; ihr blutgieriges Getümmel hat die Hoffmannsthalsche „Elektra" zu einer Sensation erhoben; und auch in diesem Strindbergschen Stück erklimmt sie wieder die Höhe einer nicht sympathischen, aber unleugbaren Kunst, wenn die verführte Komtesse ihre haßerhitzte Phantasie wühlen läßt in den blutigen Gedärmen ihres Verderbers. Man kann begierig sein, was nun kommt. Sacher-Masoch müßte noch leben und ein modernes Messalinengeschichtchen dramatisieren. Das wär's!

R. P.

Der gestörte „Rienzi".

Im Königl. Hofopernhaus gab es gestern den „Rienzi", aber — nicht den „Rienzi", welchen der Zettel angab: Herr Carlén hatte abgesagt und das volle Haus des Himmelfahrtstages hätte auf die Oper verzichten müssen, wenn nicht auf telegraphisches Ersuchen Herr Pistori vom Prager deutschen Landestheater herbeigeeilt wäre und die große Rolle ohne weiteres übernommen hätte. Erst 8 Uhr 9 Min. nachmittags konnte der kühne Sänger aus dem hunderttürmigen Prag mit dem Schnellzug nach Dresden abfahren und kam erst um 7 Uhr (die Oper beginnt um 7 Uhr!) im Dresdner Hauptbahnhofe an. 20 Minuten später stand Herr Pistori wetternd auf der Hofbühne und las dem dreisten römischen Adel den Text. Selbst wenn Rienzi weniger schön gesungen hätte, müßte man für seine Schlagfertigkeit und

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19040514/1